

## **Zu einem Buch über Rassismus - und darüber hinaus**

**Arndt, Susan (ed.) 2001, *AfrikaBilder. Studien zu Rassismus in Deutschland*. Münster: Unrast-Verlag. (463pp.)<sup>1</sup>**

### **Arno Sonderegger**

Ohne Zweifel ist Rassismus in Europa an der Tagesordnung. Er bildet eine Wirklichkeit, die von manchen - den „Fremden“: den „auf den ersten Blick“ als anders Stigmatisierten - leibhaftig erfahren und erlitten wird. Offensichtlich liegt das Problem des Rassismus, auch wenn die rassistische Rhetorik dies zu suggerieren sucht, nicht auf Seiten derer, die ihm zum Opfer fallen, sondern bei jenen, die das vermeintlich Eigene, das Gewohnte darstellen und es zu normieren helfen - auf Seite der „Normalen“. Der Kern des Rassendiskurses besteht nun gerade darin, das Unproblematische - die Abweichung, das Individuelle - zu problematisieren, während er das eigentliche Problem - die willkürliche Behauptung allgemeiner Typen, des Universalen - übersieht. Ihm ist ein von der Wirklichkeit abstrahierter Typ jene Norm, die ihrerseits zur scheinbar befriedigenden Erklärung der Welt gerät.

Dass sich die Welt in Wirklichkeit zuallererst aus Individuen, aus ebenso vielen Verschiedenheiten zusammensetzt, wie es Einzelne gibt, interessiert jemanden, der im Rassendiskurs verstrickt ist, naturgemäß nur selten. Im heutigen Europa gibt es wohl niemanden - vergegenwärtigt man sich die Ideen zur Menschheit, die von vielen seiner gefeierten Geistesgrößen vertreten und von weniger „geistig veranlagten“ Europäern auch in die Tat umgesetzt worden sind -, der außerhalb des Rassendiskurses agieren kann. Denn Rassismus ist allem voran ein Strukturproblem, eine Widerspiegelung gesellschaftlich kanonisierter Wahrnehmungsweisen und Deutungsmuster.

Und diese sind ihrerseits untrennbar verbunden mit jenem Projekt der Moderne, das unter anderem in der Herausbildung eines Bürgertums Ausdruck gefunden hat, das seinen Begriff von Individualität nach Maßgabe ihrer Nähe - und ihres Abstands - zur Uniformität bildet: Individualität wird zum Kennzei-

chen „besonderer“, „ausgezeichneter“ Personen; anderen, wie der „breiten Masse“ und - selbstredend - den „Fremden“, wird sie vorenthalten. In dieser Funktionalisierung und Beschränkung der Individualität sind rassistischer Diskurs und bürgerliche Ideologie wesensverwandt. Nicht von ungefähr haben beide gleichzeitig, im 18. Jahrhundert, erstmals „klassische“ Texte produziert.

Wir Heutigen, ganz gleich, auf welchem Kontinent wir geboren sein mögen, leben in einer Welt, in der Ideen von bürgerlichen Normen sowie rassistische Ideologeme Verbreitung gefunden und Modifikationen erfahren haben: Der technologisch-reduktionistische Blick auf die Wirklichkeit hat sich im globalen Maßstab auf vielen Ebenen durchgesetzt, gänzlich abwesend ist er nirgends mehr. Die Politik muss allenorts, will sie international ernstgenommen werden, staatlich organisiert sein - und zwar im Sinne eines nach westlichem Vorbild gebauten „Rechtsstaates“. Das anfänglich bloß eurozentrische Vorurteil, das Differenz lediglich als Mangel empfinden kann, sitzt also tief - heute nicht mehr nur in den Köpfen von EuropäerInnen. Rassistische Diskurse umspannen mittlerweile buchstäblich die ganze Welt.

Trotz dieses Befundes kommt Europa, was eine Bearbeitung des Rassismus anbelangt, besonderes Interesse zu. Das liegt nicht nur daran, dass die Anfänge des „modernen“, des „wissenschaftlichen Rassismus“ in Europa zu finden sind, sondern vor allem an der sich daraus ergebenden Kontinuität rassistischen Denkens und Handelns, wie es sich nach Innen (Antijudaismus und Antisemitismus, „Fremden“feindlichkeit) und nach Außen (Sklaverei, Kolonialimperialismus) äußerte. Gegenwärtig werden besonders MigrantInnen und AsylantInnen zu Zielscheiben dieser Kontinuität; und unter ihnen trifft es gerade, vielleicht sogar ausschließlich jene, deren Aussehen sie „fremd“ erscheinen lässt. Dass „fremdländisch“ aussehende Personen im dominanten gesellschaftlichen Bewusstsein „AusländerInnen“ bleiben, auch wenn sie die Staatsbürgerschaft besitzen, ist Ausdruck derselben Kontinuität.

Dabei darf nicht vergessen werden, dass der Rassismus mindestens auf dreierlei Ebenen auftritt - ein Auftreten, das eine hilfreiche Aufgliederung des Rassendiskurses erlaubt:

(1) Er erscheint in verschiedenen Ausformungen von Rassentheorien und essentialistischen Kulturbegriffen auch heute noch als „intellektueller“ Rassismus. (2) Aber auch profaner, als „institutioneller“ Rassismus, äußert er sich tagtäglich - auf der Ebene jener gesellschaftlichen Strukturen, die die „Realität“ einer jeden Gesellschaft prägen, indem sie die Denk- und Verfahrensweisen ihrer Mitglieder ebenso wie ihre Wahrnehmungsweisen in gewisse Bahnen lenken. Kein Wunder also, (3) dass sich jene Alltags-RassistInnen, die sich „individuell“ äußern, wenn sie zum verbalen Angriff oder zur physisch-gewaltsamen Tat schreiten, im Recht fühlen, handeln sie doch in vielfacher Übereinstimmung mit der herrschenden Orthodoxie, dem gesellschaftlichen Common Sense.

Den Einklang zwischen gelebtem Alltagsrassismus und der öffentlichen Meinung, wie sie von Medien gestaltet und von politischen RepräsentantInnen bedient wird, stören weniger Differenzen grundsätzlicher Natur, zum Beispiel was Rolle und Status von „AusländerInnen“ betrifft, sondern vielmehr die Mittel, zu denen AlltagsrassistInnen greifen: Dass „AusländerInnen“ im Land eine Zumutung darstellen - *ein Problem, das nach Lösung verlangt* -, wird dabei von einer breiten Mehrheit (zu der auch der Großteil der Eliten zählt) als *per se* gültig vorausgesetzt. Es scheint mir nicht übertrieben zu sagen, dass es die Gewalttat abseits des staatlichen Gewaltmonopols ist, die verschreckt, nicht so sehr die Gewaltsamkeit der Tat. Denn im Falle staatlich gedeckter Untaten waltet, so kann/darf/muss „man“ sicher sein, Recht und Ordnung.

Ein Buch, das sich dieser Thematik engagiert annimmt, wagt einiges. Es hat viel zu verlieren und wenig zu gewinnen. Allein daher verdient es, gelesen zu werden. Der zu besprechende Band, von der Afrikawissenschaftlerin *Susan Arndt* unter Mitarbeit von *Heiko Thierl* und *Ralf Walther* herausgegeben, geht mit echtem Engagement zu Werke. Zudem bemüht er sich redlich um Seriosität, auch wenn, wie im Folgenden bemerkt werden wird, diesem Bemühen nicht durchwegs Rechnung getragen werden konnte. Da meines Erachtens auch der gute Zweck nicht alle Mittel heiligt, habe ich mich bemüht, den kritisierenden Finger auf solche Punkte zu legen, die mir unseriös erscheinen. Trotzdem bleibt klar festzuhalten, dass das Buch - mehr noch als andere seiner Art - einen wichtigen Beitrag zum Antirassismus darstellt. Außerdem bietet es viele (wenigstens mir) neue Informationen und gibt Einblicke nicht nur

in aktuell geführte Debatten um Asyl- und Staatsbürgerrecht, Menschenrechtspolitik und Abschiebungspraxis, sondern auch in „Innenansichten“ von Betroffenen sowie von Akteuren der medialen und politischen Sphäre. Dass es Rassismus thematisiert, Fragen aufwirft und versucht, Antworten zu formulieren, wie vorläufig auch immer sie geraten sein mögen, macht es wertvoll und zum hoffentlich häufig rezipierten Buch.

Die Aufsätze, die nicht ausschließlich Afrika-Bezug aufweisen, wie dem Titel *AfrikaBilder* nach zu vermuten gewesen wäre, sind in drei große Themenfelder eingeordnet. Sie reichen von „I. Mentalitätsgeschichte und Manifestationen von Rassismus und Rechtsextremismus in Deutschland“ (S.69-229) über „II. Rassismus und Afrikabilder in Gesellschaft, Kunst und Wissenschaft“ (S.231-378) zu „III. Afrika im Spiegel bundesdeutscher Politik und NGOs“ (S.379-457). Die Bandbreite der Texte ist also offensichtlich beträchtlich, die Klärung ihres Zusammenhangs zweifelsohne schwierig. Den sie verbindenden Faden versucht die Herausgeberin daher in einer längeren Einleitung aufzurollen, die mit „Impressionen. Rassismus und der deutsche Afrikadiskurs“ überschrieben ist. Merkwürdigerweise versucht *Susan Arndt* nicht, über eine begriffliche Klärung dessen, was unter Rassismus verstanden werden kann, zum Thema zu kommen. Stattdessen wählt sie eine andere, „agilere“, nahezu aktivistische Art von Einstieg. Auf diesem Weg gelingt es ihr nachdrücklich, einen Einblick in die deutschen Debatten insbesondere der neuesten Zeit zu vermitteln. Besonders gut gibt sie dabei die Stimmung wider, von der diese Diskurse getragen werden. Ihr Ansatz, der dank der Zügigkeit, mit dem er verschiedenste Themen anschneidet, eine unterhaltsame Lektüre garantiert, bringt allerdings auch beträchtliche Nachteile mit sich.

Ist die Emotionalität, von der der einleitende Text durchwegs getragen wird, im Bereich aktualitätsbezogener Positionierung durchaus stimmig, so stört sie bei der Behandlung mancher Sachverhalte und verstellt mitunter deren adäquate Interpretation. So ist der Gebrauch des Wortes „Neger“ im gleichnamigen Lied des antirassistisch engagierten Sängers Marius Müller-Westernhagen, das von Vereinnahmung und Entwertung des Einzelnen durch Obrigkeiten erzählt, beispielsweise keineswegs rassistisch. Arndt erhebt implizit diesen Vorwurf (S.29f), weil sie die Bedeutung des Kontextes für die Sinnbildung eines Wortes nicht in Rechnung stellt, sondern meint, dass ein Wort für sich spreche, an sich selbst Bedeutung trage (S.25-34).

Ein solcher Zugang kann zwar zu - für wünschenswert gehaltenen - „sprachpolizeilichen“ Bestimmungen führen, an der fortwirkenden Existenz der problematischen Ideen ändert er nichts. Diese finden mit Sicherheit ein anderes Wort, um sich in Schale zu werfen. Eine antirassistische Kritik muss sich, will sie wirksam werden, weniger um die Entsorgung bestimmter Worte bemühen als vielmehr um die Erörterung und Kritik ihres *Gebrauchs*, das heißt: ihrer aktuellen Verwendung sowie ihrer Bezüge zur Tradition, zur Gewohnheit, zum Brauch.

Dieses Außerachtlassen des Kontextes erstreckt sich leider auch auf die historische Dimension, die nur oberflächlich gestreift wird. Dabei überwiegt der Opferdiskurs, der durch die Eckpfeiler von transatlantischem Sklavenhandel und Kolonialismus abgesteckt ist, ohne dass auf die immense Vielfältigkeit und Variabilität dieser Phänomene hingewiesen würde; von der aktiven Gestaltung der Geschichte durch AfrikanerInnen ganz zu schweigen. Arndt gerät hier gefährlich nahe dahin, ihrerseits ein statisches Afrikabild zu tradieren, das nicht ihrer Absicht - und selbstverständlich nicht der Realität - entspricht.

Mit insgesamt zweiundzwanzig Aufsätzen versammelt das vorliegende Buch zahlreiche Beiträge, die inhaltlich ebenso disparat erscheinen wie sie in ihren Herangehensweisen vielfältig sind. Darin spiegelt sich vor allem die Interdisziplinarität der Beitragenden wider, die aus verschiedenen Feldern der Wissenschaft und Kunst, aus Journalistik und Politik sowie aus dem Bereich antirassistischer Praxis kommen. Nicht verwunderlich ist es also, dass die gewählten Themen Bezug zur Lebenswirklichkeit der AutorInnen haben und sich je nach Position in Fragestellung und Blickwinkel unterscheiden. Diese Vielfalt macht das Buch attraktiv und zur spannenden Lektüre.

Teil I beginnt mit der Wiederveröffentlichung eines Textes von *May Ayim* über „Die afro-deutsche Minderheit“ (S.71-86). Aus psychologischer Sicht steuert sodann *Ursula Wachendorfer* einen Beitrag bei, in dem sie das „Weiß-Sein“ in seiner scheinbaren Natürlichkeit hinterfragt und als Konstrukt einer spezifischen Wahrnehmungshaltung deutet (S.87-101). Der Journalist *Ralf Koch* reflektiert über Erfahrungen mit Rassismus, wie er sie aus seinem eigenen Metier kennt (S.143-165).

Zu Rassismus und Rechtsextremismus nehmen mehrere Autoren Stellung: Der Politologe *Christoph Butterwegge* untersucht sie im Zusammenhang der

Globalisierung und betont vor allem den „Standortnationalismus“ (S.115), der von Profiteuren der neoliberalen Modernisierung vertreten wird, als neues und äußerst wirksames Element, das zum altbekannten völkischen Nationalismus hinzugekommen ist (S.102-122). *Siegfried Jäger* stellt seine diskursanalytischen „Überlegungen zur Berichterstattung über Rassismus und Rechtsextremismus“ vor (S.123-142). Zur aktuellen Entwicklung des Rechtsextremismus in den Ländern der ehemaligen DDR gibt der Kriminalist *Bernd Wagner* Auskunft (S.166-183).

Anders als die genannten Aufsätze, die sich hauptsächlich auf Beschreibung und Analyse sogenannter rassistischer „Manifestationen“ konzentrieren, unternehmen zwei weitere Beiträge dieser Rubrik tatsächlich eine mentalitätsgeschichtliche Tiefenschau: Der Politikwissenschaftler *Michael Moreitz* verfasste einen kurzweiligen Abriss „Über den Antisemitismus im deutschen Nationalbewusstsein“ (S.205-229), dessen einzige Schwächen meines Erachtens im manchmaligen Gebrauch pathologischen Vokabulars (S.210: „tendenziell pathogene[.] ideologische[.] Struktur“, „paranoid-schizoide[.] Psychodynamik des christlichen Kollektivs“) bestehen sowie im Vertrauen, mit dem er eine falsche Tradition der Politischen Geschichte wiedergibt, die gerne J.G. Hamann für eine „Bewegung“ der Gegenaufklärung hält, obwohl er ein seltsamer - und vereinzelt gebliebener - Genosse gewesen ist, und den Kündler eines internationalen Humanismus, J.G. Herder, als völkischen Nationalisten missversteht (S.209f).

Zum zweiten widmet ein Autorenkollektiv, bestehend aus den Historikern *Patrice G. Poutrus*, *Jan C. Behrends* und *Dennis Kuck*, seine Aufmerksamkeit den „historischen Ursachen von Fremdenfeindlichkeit und rassistischer Gewalt in den Neuen Bundesländern“. Sie tun dies, indem sie das „Fremd-Sein in der staatssozialistischen Diktatur“ thematisieren (S.184-204). Ausdrücklich sehen sie ihre historiographisch untermauerte These einer rassistischen Kontinuität als Ergänzung zu - sowie als Korrektiv der - vorherrschenden „[...] Erklärungen, die Probleme der Systemtransformation [seit der deutschen Wende] bei der Erklärung von Fremdenfeindlichkeit in den Vordergrund stellen [...]“ (S.197).

Den II. Teil eröffnet der Romanist und Germanist *Alain Patrice Nganang* mit einem Text über den „koloniale[n] Sehnsuchtsfilm“, dessen Untertitel „Vom lieben „Afrikaner“ deutscher Filme in der NS-Zeit“ allerdings auf eine falsche

Fährte lockt (S.232-252). Denn einige der angeführten Filmbeispiele stammen noch aus vornazistischer Zeit; vor allem aber überdauerten die zitierten Filmschaffenden nicht nur das NS-Regime, sondern gingen ihm um Jahre, mitunter Jahrzehnte voraus. Den naheliegenden Schluss auf die Annahme einer rassistischen Kontinuität der filmographischen Darstellung von AfrikanerInnen in Deutschland während der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts diskutiert Nganang zwar, weist ihn aber aus mir nicht nachvollziehbar gewordenen Gründen zurück. Ein ähnliches Thema bearbeitet *Martin Baer*, Filmemacher und Kameramann, in weiterer Perspektive sehr kenntnisreich und überaus spannend in seinem Aufsatz: „Von Heinz Rühmann bis zum Traumschiff. Bilder von Afrika im deutschen Film“ (S.253-270).

Drei Artikel beschäftigen sich sodann mit der afrikanischen Literatur: *Peter Ripken* verfolgt die mangelhafte Rezeption afrikanischer Literatur in Deutschland. Sein Titel „Wer hat Angst vor afrikanischer Literatur?“ gibt die programmatische Leitlinie vor, an der sich seine Überlegungen orientieren, die einigen Aufschluss über Mechanismen des Buchhandels und Mentalitäten von VerlegerInnen, BuchhändlerInnen und LeserInnen vermitteln (S.329-350). *János Riesz* bietet in seinem Artikel (S.309-328) eine interessante These auf, um diese deutsche „Rückständigkeit“ hinsichtlich der afrikanischen Literatur auch historisch zu verorten. Er vermutet eine „Zäsur des Ersten Weltkrieges“ (S.313) auch für den Afrikadiskurs in Deutschland: Die Präsenz afrikanischer Soldaten während des Weltkrieges und in den frühen 1920er Jahren, der Verlust der Kolonien und schließlich die deutsch-nationalistischen Afrika-Bestseller jener Zeit führten ihm zufolge „[...] zu neurotischen Fixierungen, zu Denkblockaden und Diskurs-Verboten [...], die über Jahrzehnte hinweg und eigentlich bis heute sich als Hemmnisse einer Rezeption afrikanischer Literatur erwiesen [...] haben [...]“ (S.313f). In anderen europäischen Ländern, insbesondere Frankreich, habe die Rezeptionsbereitschaft demgegenüber einen offeneren Weg genommen. Über die Darstellung von Afrika und AfrikanerInnen in deutschsprachigen Kinder- und Jugendbüchern sowie die bislang eher triste Situation der Übersetzungen afrikanischer Kinderliteratur klärt *Peter G. Bräunlein* umfassend auf (S.271-308).

Einem wertvollen Text der Ethnologin Paola Ivanov, die den „museale[n] Blick als Spiegel der europäischen Begegnung mit Afrika“ in historischer Perspektive diskutiert und Interessantes auch zum aktuellen Umgang mit afri-

kanischer Kunst zu sagen hat (S.351-371), folgt ein Text der *AG gegen „Rassenkunde“*, der zu den skandalösen Zuständen am Hamburger Institut für Humanbiologie überaus polemisch Stellung bezieht (S.372-378). So endet der zweite Abschnitt des Sammelbandes recht aufgeregt, ehe Teil III VertreterInnen von Nichtregierungsorganisationen beziehungsweise der bundesdeutschen Politik das Wort überlässt: *Gerhard Leo* berichtet über grauenhafte Zustände, unter denen AusländerInnen in Abschiebehäft zu leiden haben (S.381-391), *Anke Zwink* „Vom alltäglichen Umgang mit Rassismus. Erfahrungen der Gruppe Eltern Schwarzer Kinder“ (S.393-404).

*Barbara John* und *John Röhe* ersuchen um Verständnis für den „Spagat der Ausländerbeauftragten“, die sich „...zwischen den Stühlen“ befinden, wie sie es in ihrem Titel nennen (S.420-435). *Annelie Buntenbach*, die für die Grünen im deutschen Bundestag sitzt, steuert ihre „Blicke auf Asylpolitik und Antidiskriminierungsgesetz“ bei (S.405-419). Der Beauftragte des Auswärtigen Amtes für Menschenrechte und Humanitäre Hilfe *Gerd Poppe* schreibt genau darüber, was seiner Funktion entspricht: „Menschenrechtspolitik und humanitäre Hilfe in Afrika“ (S.436-446). Ein spannender, polemischer und herausfordernder Aufsatz von *Cord Jakobeit* über die „Entwicklungshilfe-Politik in Afrika. Welche Hilfe zu welcher Entwicklung?“ (S.447-457) schließt den Band, der aus Veranstaltungen hervorgegangen ist, die 2000/01 am Seminar für Afrikawissenschaften der Humboldt-Universität zu Berlin stattgefunden haben, schließlich ab - und macht Lust auf mehr.

Dennoch ist noch der eine oder andere sachliche Fehler zu bemängeln. So berührt es peinlich, lesen zu müssen, dass der in Bombay geborene Engländer und Literaturnobelpreisträger Rudyard Kipling nicht nur rassistisch war - was er tatsächlich war - sondern zudem „US-Amerikaner“ (S.39). Auch stimmt es nicht, dass „Francesco Cavalli-Sforza [...] bewiesen [hat], dass es nicht möglich ist, aus, beispielsweise, Weißen oder Schwarzen eigenständige genetische Gruppen zu konstituieren“ (S.62/En16). Wenn diese Ehre schon einem Cavalli-Sforza zugestanden werden will, obwohl dieser Befund bereits im 18. (J.G. Herder), im 19. (R. Virchow) und im frühen 20. Jahrhundert (F. Boas) *nachweislich* konstatiert wurde, dann müsste sie mindestens Francescos Vater, dem Genetiker Luigi Luca (und nicht „Lucio“; S.62/En16) Cavalli-Sforza, erwiesen werden.



Allerdings ist selbst jener dieser Ehre nicht würdig, denn, weit davon entfernt, keine „Rassen“ zu unterscheiden - dass er nur mehr von „Populationen“ spricht, ändert nichts an der gleichbleibenden Grundierung seines Werkes seit den 1950ern -, arbeitet L. L. Cavalli-Sforza munter im Rahmen des Rassendiskurses weiter. Es ist nicht ohne Ironie, dass dem deutschen Verlag, der Cavalli-Sforza als jenen Mann etikettierte, der „dem Rassismus die Grundlage entzieht“, obwohl sein Tun den Rassismus fortschreibt, sogar kritische LeserInnen auf den Leim gehen.

Diese Tatsache des latenten bis manifesten Rassismus selbst in deklarierten AntirassistInnen verdeutlicht aber die Dringlichkeit einer grundsätzlichen, doppelten Lehre: Der Antirassismus sollte sich davor hüten, Worte für das Reale zu nehmen - und er sollte beginnen, sich verstärkt mit der Geschichte, auch seiner eigenen, zu beschäftigen.